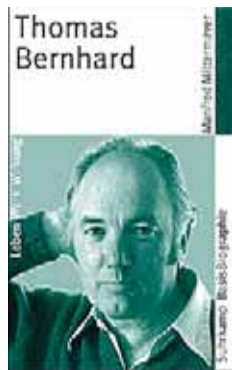


## AUSLESE

## Genie, kurzgefasst



Manfred Mittermayer: Thomas Bernhard. Leben, Werk, Wirkung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 2006. 158 Seiten, 7,90 EUR.

„Es ist alles lächerlich, wenn man an den Tod denkt“, sagte er 1968 anlässlich der Verleihung des Kleinen Österreichischen Staatspreises und löste damit einen der vielen Skandale aus, die auch einen Teil seines Ruhmes ausmachen: Thomas Bernhard. Der Tod ist nicht nur im Werk, sondern auch in der Biografie Bernhards omnipräsent. Die Erfahrungen damit hat er in der autobiografischen Prosa über seine Kindheit eindringlich beschrieben. Leben und Werk Bernhards greifen nicht nur hier eng ineinander, wie Manfred Mittermayers neue Darstellung macht. Anlässlich des 75. Geburtstags von Thomas Bernhard am 9. Februar erscheint sie in der Reihe „BasisBiographien“. So formte er zahlreiche Hauptfiguren nach dem Vorbild des Menschen, der seine Jugend prägte, seinem Großvater Johannes Freumbichler. Die Nähe seiner Texte zu realen Personen gab Anlass zu Aufregungen wie bei der Affäre um den Roman „Holzfällen“. Bernhard-Einsteigern gibt der Mittermayer-Band einen guten Überblick Realität und Fiktion im Werk des Autors. **ela**



Daniele Benati: Amerika gibt es nicht. Tisch 7 Verlag, Köln 2005. 296 Seiten, 22 EUR.

## Das Ich ist ein Traum

Piciorla, Ponci, Pavera, Perlasca, Picaglia, Polis, Pockerman – die Namen der Figuren in Daniele Benatis irrwitzigem surrealem Roman fangen alle mit P an; ihnen allen widerfährt auch ganz Ähnliches. Ihre Identitäten verschwimmen. Alle wohnen sie in einem riesigen Gebäude mit labyrinthischen Gängen, das sich ein Piranesi oder ein M. C. Escher nicht besser hätte ausdenken können. Viele Fragen stellen sich in diesem halluzinatorischen Text. Sind sie freiwillig dort? Deportierte? Oder Hochschuldozenten? Sind sie, die durch die Umgebung stolpern und stets wieder im Wohnkasten landen, Gastprofessor, Tagedieb oder beides? Benati, der James Joyce und Flann O'Brien ins Italienische übersetzt hat, lässt dies offen. Sie sind alle „Höllenhunde“, pendelnd zwischen Vergessen, Melancholie, Not, Einsamkeit und Identitätsverlust. Eine surreale, parodistische und unterhaltsam verrätselte Persiflage auf Auswanderung, Exil, Integration und das Märchen vom Ankommen in der Fremde. **aky**

## Wendehals



Ingo Schulze: Neue Leben. Berlin Verlag, Berlin 2005. 752 Seiten, 22 EUR.

Es gehe, so beginnt Enrico Türmer in Ingo Schulzes Roman „Neue Leben“, hier nicht um Kleinigkeiten. Es geht um den „Verrat an der Kunst, Verrat am Leben, worauf ich ihr immer entgegenhalte, nicht ich sei desertiert, sondern die Kunst“. Etwas hat sich seit dem Mauerfall im Leben Enrico Türmers verändert. Das dokumentieren die Briefe, die von Kindheit, Jugend und Militärzeit sowie von seiner ganz persönlichen Wende erzählen. Denn nach der Wiedervereinigung kehrt der Theaterdramaturg der Kunst den Rücken. In signifikant kunstloser Sprache lässt Schulze ein und denselben Vorgang in unterschiedlichen Versionen schildern, um die Facetten der Zeitgeschichte einzufangen. Überzeugend realistisch, authentisch und ohne Pathos. **ela**

**KULTBUCH** Endlich erscheint „Jazzlife“ in einer neuen und stark erweiterten Ausgabe

## Suche nach den Wurzeln

Die amerikanische Improvisationsmusik brach 1960 zu neuen Ufern auf. Auf 700 Seiten zeigt William Claxton, wie aus Stars Legenden wurden.

ULRICH STEINMETZGER

Mit dem humorlosen Ernst des Überzeugten kämpfte Nick La Rocca seinen Kampf. Die Weißen hätten den Jazz erfunden, allen voran seine konsequent ohne Farbige besetzte Original Dixieland Jass Band. Die hatte 1917 wahrscheinlich die überhaupt erste Platte mit dieser Musik aufgenommen. Immerhin, das macht stolz. Und weil auch eingebildeter Adel verpflichtet, hatte der Kornettist regelmäßig Journalisten mit obskuren Beweisen seiner selbstbewussten These torpediert und schließlich sein Konvolut der Tulane University in New Orleans übereignet. Am anderen Ende der Barrikade reklamierte 1902 schon Jelly Roll Morton die Erfindung für sich.

Den Jazz aber kann man nicht erfinden, es ist schon schwer genug, ihn überhaupt zu finden. 1959 hatte der deutsche Jazzpapst Joachim Ernst Berendt die Idee, quer durch Amerika nach den Wurzeln der improvisierten Musik zu suchen, von denen man nicht einmal genau wusste, ob sie überhaupt hier lagen. Sicher war aber, dass die ersten Auswüchse exakt hier zutage getreten waren. Ein schöner Stoff, ein weites Feld. Und die in dieses gigantische Buch hinein geernteten Forschungen zählen zum sinnfälligsten Ertrag, der jemals über Jazz eingefahren wurde.

Grund dafür ist, dass Berendt noch eine Idee hatte: Anfang Oktober 1959 rief er William Claxton an. Weil er den Burda Verlag im Rücken hatte, konnte er 7000 Dollar plus Spesen bieten, um ihn begleiten zu können. Eine Menge Geld für einen jungen Fotografen, der nur noch klären musste, ob ihn seine gerade heimgeführte Frau gehen lassen würde. Sie zierte sich, stimmte schließlich aber zu. Der Kalifornier hatte in den wenigen Jahren zuvor durch seine Coverfotos für das Label Blue Note und andere Arbeiten dem Jazz zu einem Bild verholfen, zu einer Corporate Identity, die bis heute wiederkannt wird und göltig geliebt ist. Signifikante Schwarzweißporträts jenseits des Schmuddelimages, Tagansichten von Nachtarbeitern, beseelte Bilder voller Verständnis der Sache. Seine Fotos zu den Tönen sind mittlerweile fast Ikonen: Chet Baker, Roland Kirk, der Entertainer mit drei Saxofonen gleichzeitig und Trillerpfeife,



VERSPIELT: Stan Getz vor dem Bühneneingang des Clubs „Cosmo Alley“ in Hollywood. Foto: Taschen Verlag

John Coltrane vorm großflächigen Rothko-Gemälde im Guggenheim Museum, Thelonious Monk mit verhangenem Blick, Art Pepper auf dem Weg nach oben, den er dann doch nicht schaffen sollte.

## Gedruckte Wegmarke

All das sieht man in diesem in jedem Sinne großen, acht Kilo schweren Buch, das in seiner kleineren Version 1961 erschienen war, sich enorm verkaufte und über die Jahre zum Sammler-Jagdstück geworden ist. Jetzt ist es vorsichtig aktualisiert, mit beigelegter CD einiger Tondokumente dieser Odyssee, im Bildteil erweitert und verfeinert, im Format vergrößert, was den Fotos bestens bekommt. „Jazz Seen“ hießen Claxtons Film und Buch vor ein paar Jahren. Das jetzt ist die Steigerung des damaligen Superlativs. Was wie ein Grenzstein in der Hand liegt, ist tatsächlich eine Wegmarke.

Man sieht Jazz als Lebensstil, sieht Saxofone, Trompeten, Kontrabässe, Bluesgitarren, Marching Bands, Kinder, Tanz, Boheme, Zigaretten zwischen den Fingern, sieht Regenschirme als Statussymbole, Kirchen von innen und Chöre, lachende Gesichter, die Goldzähne oder Zahnlücken ent-

blößen, Bürgerliches und Antibürgerliches. Man sieht ein Gefühl in ausgeleuchteten Biotopen. Man sieht, was gesehen wurde auf den Wegen zu „Amerikas bedeutendster Kunstform“ in einem ihrer besten Jahre.

1960 begann viel Neues, das an die Namen Coltrane, Monk und Rollins geknüpft ist. Charles Mingus organisierte ein Gegenfestival zum renommierten Newport in jenen Tagen, als die Rassenschranken zu wanken begannen und diese Musik das intuitiv beförderte und abbildete. Der schlaffe Westcoast Jazz an den Pools von L. A., wie in Duldungsstarr von Hollywood eingekauft, dümpelte wohltemperiert dahin. Ein willkommene Klima für einen wie Ornette Coleman, der alles anders machte. Man sollte unbedingt Berendts exzellente Texte lesen neben diesen phantastischen Fotos, weil sie über den Tag hinaus die Phänomene beschreiben: ein bisschen dozierend, sehr begeistert und in jeder Hinsicht ganz nah an der Sache. Anders als Harry Smith, der einen ähnlich aussichtslosen Kampf führt wie Nick La Rocca. Und von seiner Sache ebenso überzeugt ist. Smith sitzt im Archiv der Berklee School in Boston, wo Schüler vieler Nationen den Jazz lernen, und transkribiert fast alle wichtigen Solos des Jazz aufs Notenpapier. Doch wie man Jazz nicht

erfinden kann, kann man das, was ihn ausmacht, nicht vom Blatt spielen.

## Niemand ein Massenprodukt

Die Sache ist vielfältiger, weil die Stile wie die Häute einer Zwiebel übereinander liegen, um ein Ganzes zu bilden: Gospel und Kirchen in Newark und Harlem, New Orleans und Marching Bands, das Gefängnis in Louisiana, wo der Blues lebt, Swing und Bebop in Kansas City, Saint-Louis-Ragtime, Memphis-Dixieland, Chicago und sein Zwanziger-Jahre-Stil, Bigbands in Las Vegas, Beatniks in San Francisco und New York, New York, New York. In den besten Momenten ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile. Das spürt man nach dem Blättern in diesem Buch. Und bei jedem Blättern spürt man es anders. Genau wie das dem Jazz entspricht, für den Pianist Lenny Tristano eine schöne Formel fand: „Wo improvisiert wird, ist keine Massenproduktion möglich.“

■ William Claxton, Joachim Ernst Berendt: Jazzlife. A Journey for Jazz Across America in 1960. Taschen Verlag, Köln 2005. 696 Seiten inklusive CD, 150 EUR.

**PROMI-FAMILIE** „Andenken“ zeigt Willy Brandt in ungewohnter Rolle – als Vater

## Papa der Nation

MICHAELA SCHMITZ

Andenken“ ist ein befremdlicher Titel für das persönliche Erinnerungsbuch eines Sohnes an seinen Vater. Einen sehr bekannten Vater. Auf dem Umschlag ist sein Porträt auf einer russischen Lackdose abgebildet. Willy Brandt. Beinahe sieht es so aus, als sei er schon zu Lebzeiten aufgenommen worden „in den zeitentrückten Olymp gerontokratischer Halbgötter“. Eine unsterbliche Ikone im „Mausoleum der Zukünftigen“. Dagegen versucht Sohn Lars in seinem Buch „Andenken“ buchstäblich „anzudenken“. Alle vorgefertigten Bilder ausradieren, sich an den Vater unverstellt „herandenken“, individuelle Ornamente auf das verknitterte Papier zeichnen: Das ist sein Ziel. Dazu gilt es, sich all die Einzelheiten möglichst genau in Erinnerung zu rufen, deren Summe jeden Menschen ausmachen. Um zu jenem Teil der Wirklichkeit vorzustößen, von dem nur er erzählen kann.

In Nebensächlichkeiten sucht Lars Brandt nach Mustern, im disparaten Material der Realität forscht er nach Strukturen. In der Hoffnung, sich dem zu nähern, was ihn mit dem Vater verband. Nicht, was den Mythos nährt, nicht, was ihn verbeult, steht in seinem Blickfeld, sondern randständige Ereignisse mit Symbolcharakter.

Beobachtungen von Details wie der fehlenden Armbanduhr des Vaters – schon als

Bürgermeister in Berlin trug er weder Uhr noch Geldbörse – belegen: Willy Brandt war von der Lebenswirklichkeit der Menschen, für die er Entscheidungen traf, weit entfernt. Genauso blieben ihm seine Dienstboten, der Chauffeur oder die Haushälterin, fremd. Für den überzeugten Sozialdemokraten, der sich mit wachsender politischer Macht persönlich auf immer bescheidenerer Räumlichkeiten beschränkte, kein Widerspruch. Im Gegenteil: Brandt lebte aus seinen Gegensätzen. Im einen Moment gesellig, zog er sich oft zurück.

Er war ein Machtmensch und dennoch verletzlich, verstand sich auf mediengerechte Auftritte und war im nächsten Augenblick verschlossen. Widersprüchlich genauso das Verhältnis zu seinem zweitältesten Sohn Lars, der ihn häufig auf Wahlkampfreisen oder Staatsempfänge begleitete. Mit der unpersönlichen Paraphrase „V.“ unterzeichnete er seine Briefe an ihn, mit dem er sich immer wieder zum Angeln davontahl. Einer gemeinsamen Leidenschaft, die beide in wortlosem Einverständnis miteinander verband. Schweigend saßen sie Rücken an Rücken im Boot; wie auf dem skandinavischen See im Urlaub, wo sie tagelang die Leinen auswarfen. Auch beim Frühstück überließen die passionierten Angler das Sprechen weitgehend dem Papagei. Einem vom Vater geliebten Vogel, der stetig daran arbeitete, die rauchige Stimme seines Herrn zu reproduzieren. Irgendwann wurde er fortgegeben und landete im nor-

wegischen Hinterland. Wo vielleicht noch heute, so die Vorstellung des Autors, die Stimme seines Vaters über einem einsamen Fjord zu hören sei. Heute, mehr als zehn Jahre nach Brandts Tod im Rheinörtchen Unkel, in dem der Sohn sich nach jahrelangem Zerwürfnis vom schwer kranken Vater verabschiedet. Heute, wo der Autor aufschreckt, wenn er beim Aussteigen aus der U-Bahn auf den „Willy-Brandt-Platz“ trifft oder er im Auto plötzlich die fremd-vertraute väterliche Stimme aus dem Radio hört.

Lars Brandts Buch „Andenken“ ist ein absolut unsentimentales Erinnerungsstück an den bekannten Vater. Die biografische Bestandsaufnahme überzeugt auch literarisch. In kleinen Prosaminutaturen hält Lars Brandt alltägliche Wirklichkeitspartikel fest. Auf faszinierende Weise spröde schreibt er dabei gegen jegliche Leserwartung an. Und spielt gekonnt mit der Unberechenbarkeit. Gedanklich und sprachlich. So entstehen Ornamente, „aus freier Hand gezeichnet“. Außergewöhnlich präzise Beschreibungen von hoher Sprachdynamik mit immer wieder überraschenden Wendungen. Eigenwillige Drehungen, die Willy Brandt aus dem einerseits sehr persönlichen, aber gleichzeitig nüchtern-exakten Blickwinkel des Sohnes in einem ungewohnten Licht erscheinen lassen. □

■ Lars Brandt: Andenken. Hanser Verlag, München 2006. 156 Seiten, 15,90 EUR.